In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 25. Posen, den 23. Juli 1927. Nr. 25.

Kraputin
der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichacker.

1. Fortsetzung.

Selbst Ines van Hoogh horchte unruhig auf. Ein seltsames Angstgefühl stieg in ihr hoch. Wo war Matterton? Glaubte er etwa auch —?

„Wollen Sie bitte Licht machen, Miß!“ gab Mattertons Stimme von innen Bescheid. Mit zitternder Hand griff Miß Robertson hin. Sie tastete ohnmächtig über die Wand. Sie fand nicht den Schalter vor Grauen und Furcht. Erst Ines van Hoogh machte wiederum Licht. Furchtlos, aber mit einer gewissen Neugier suchte sie Mattertons schlanke Gestalt.

Er kniete am Boden und stand ruhig auf. In seiner Hand glänzte ein schwärzliches Tuch.

„Den Totenkopf hätten wir!“ stellte er fest. „Hier ist er. Dies Tuch.“

Sie lachte hell auf.

„Ein Tuchfetzen also als Schreckensgespenst!“

Er stimmte nicht ein.

„Das auch — und noch mehr. Im Tageslicht ist es ein einfaches Tuch. Im Dunkel ein Totenkopf. Schauen Sie selbst! Kaum sichtbare Striche von grünlichem Glanz Ein Totenkopf, fratzenhaft, ganz ohne Kunst, mit Phosphor gemalt oder Radiumstift. Das leuchtet im Dunkel dann wie ein Gesicht.“

„Wahrhaftig!“ rief Ines van Hoogh überrascht. „Wie kommt denn der Lappen hier in diesen Raum? Wer kann denn aus Scherz hier als Totengespenst . . .?!“

„Warum denn als Scherz?“ gab er leise zurück. „Warum nicht aus Ernst? Das ist ja das Wichtige an diesem Fund: wer das Tuch verlor, der war hier diese Nacht! Hier in diesem Raum.“

Miß Robertson griff ganz entsetzt seinen Arm.

„Ein Einbrecher?“ fragten die Frauen zugleich.

„Ein Einbrecher!“ nickte Rolf Matterton ernst. „Das steht für mich fest. Solche Larven trägt man jedenfalls nicht zum Scherz.“

„Aber welchen Zweck kann ein Einbrecher haben mit solch einem Ding?“

„Das weiß ich noch nicht. Ich vermute es nur. Auf jeden Fall legte der Kerl Wert darauf. Die Wirkung erlebten wir alle ja selbst.“

Miß Robertson drängte sich ängstlich an ihn.

„Ich bitte Sie! Unter dem Bett ist er noch! — Bitte sehen Sie nach!“

Er lächelte leicht.

„Das ist schon geschehen. Der Bursche ist fort. Vielleicht hat er sich über Ihr Schreien vorhin genau so entsetzt, wie Sie über ihn. Doch eins, gnädiges Fräulein, ist für mich gewiß: Sie brauchen mehr Schutz. Eine männliche Kraft. Dem Hauspersonal fehlt für Geister der Mut.“

„Immer wieder das gleiche!“ seufzte sie, sichtlich verstimmt. „Jeder rät mir einen männlichen Schutz. Ich will aber nicht! Pah, ich bin doch kein Kind! Mein ganzes Leben war ich gewöhnt, mich selber zu schützen. Furcht kenne ich nicht. Sonst wohnte ich nicht im Gespenster-Palais.“

„Gespenster-Palais?“ fiel Rolf Matterton ein. „Hat es irgendeine Bewandtnis damit? Sie nannten den Namen schon einmal vorhin. Jetzt fällt er mir auf.“

Sie gab keine Antwort und ging ihm voraus. Sie schritten zusammen die Treppe hinab und setzten sich neben den Marmorkamin. Miß Robertson brachte den dampfenden Tee und zog sich zurück.

Das Fräulein van Hoogh strich nachdenklich mit ihrem Fuße den Kopf eines riesigen Eisbären, der vor ihr lag. Dann wandte sie mit einem schnellen Entschluß ihr schönes Gesicht dem Gast wieder zu.

„Sie fragten mich vorhin, ob es einen Sinn habe mit diesem Namen „Gespenster-Palais“. Ich wollte nicht sprechen, solange Miß Robertson noch bei uns war. Sie stirbt sonst vor Angst. — Verzeihen Sie bitte die Frage vorher — sind Sie abergläubisch? Das heißt, glauben Sie an Gespenster und Wunder und all solche Dinge?“ Er lachte hell auf.

„Aus dieser Frage sehe ich schon, daß Sie wirklich nur meinen Namen gehört haben, gnädiges Fräulein, und sonst nicht viel mehr. Dadurch wurde ich ja zum Indienforscher, weil ich Ketzer für alle die Leute bin, die Wunder und Geister in jedem Ding sehen! Ich suche das Merkwürdige, Seltsame, Abenteuerliche in jeder Form, aber ich suche es nur als ein Stück der Natur. Verstehen Sie mich? Ich kenne kein Wunder — weil alles, was auf dieser Erde geschieht, sich — wenn man's begreift — ganz von selber erklärt. Aberglaube ist für mich der Irrtum, daß irgendein Vorgang nicht mit der Natur in Zusammenhang sei. Ich habe in meinem bunten Abenteuerleben Dinge gesehen und in meinen Büchern den Leuten erzählt, die seltsamer scheinen als irgend etwas, was man hier bei uns in Seancen bestaunt. Aber ich habe noch niemals ein „Wunder“ erlebt, das Wunder b l i e b, wenn man die Lösung begriff. Aberglaube ist Unkenntnis, nichts weiter. Ob ein Ding als Wunder erscheint oder nicht, hängt ganz von der Bildung des einzelnen ab. Wunder ist alles, was wir nicht begreifen. Und da wir noch Anfänger sind im Erkennen der Lebensgesetze und kosmischen Rätsel, so sind wir auch ständig von Wundern umgeben. Ich liebe das „Wunder“ als Führer zu immer erneutem Erkennen der Gottesnatur und des Reichtums der Schöpfung. Zum Aberglauben fehlt mir aber jede Begabung. Bestimmt!“

„Und Gespenster?“ fiel Ines van Hoogh lebhaft ein.

„Gespenster? Das rechnet zur gleichen Rubrik. Wem es seltsam erscheint oder unheimlich ist, daß die Toten noch leben — in anderer Form und zu anderem Zweck —, der sieht in den Toten aus Angst ein Gespenst und schreibt ihnen allerlei Gruselzeug zu, das nur seinem eigenen Denken entstammt. Für mich ist die Fortexistenz nach dem Tode — um mich dieses falschen Worts auch zu bedienen — so selbstredend, wie die Vorexistenz vor der Zeugung zum irdischen Dasein es ist. Für mich ist das alles nur Kreislauf im Kosmos. Vorleben, Erdenleben, Fortleben, Wiedergeburt sind für mich so etwas.

wie Aggregatzustände immer des Gleichen. Wie Wasser zu Dampf wird, zu Nebel und Wolken, zu Regen und Eis, und doch wieder zu Wasser in ewigem Kreislauf. Wie Licht, Schall und Wärme, Elektrizität, Magnetismus ganz sicher nur *eins* sind, nur Wellen der Kraft, welche alles belebt, treibt, beseelt und entwickelt. Fragen Sie mich also, ob ich an Gespenster glaube, so sage ich — nein! Fragen Sie, ob ich an den Verkehr mit Verstorbenen glaube, so sage ich — ja!"

„Sie glauben daran?" fiel sie überrascht ein.

„Gewiß. Warum nicht? Der stete Verkehr mit der anderen Welt scheint mir nur ein Teil unseres Lebens zu sein. Wir tragen das Leben der „Toten" in uns. Sie sprechen als „innere Stimme" aus uns. Wir sind nur die Erben aus all ihrem Tun. Warum sollten wir, die wir mit tausend unsichtbaren, wie auch mit greifbaren Fäden an ihrem Sein hängen, nicht auch mit ihnen verkehren können? Nur weil sie die Form ihres Lebens getauscht haben?"

Ines van Hoogh wehrte ungläubig ab.

„Dann hätte Miß Robertson also ganz recht, wenn sie an Gespenster glaubt und davon träumt?"

„Verzeihung — nein!" lächelte er. „Ich glaube an Tote, nicht an ein Gespenst. Der Verkehr mit den Toten lebt nur in uns selbst, in unserem Hirn. Und in unserem Herz oder Sonnengeflecht. Sie spielen auf uns wie die Welle des Schalls und werden erst dadurch zu Leben und Klang. Im Radio hören wir auch die Musik, die irgendwo irgendein Wesen erzeugt. Und sehen doch ebensowenig den Ton wie die Schallwelle und den Erzeuger des Klangs. Und doch *lebt* das alles und wird zur Musik in dem, der es hört. — Gespenster sind Irrlichter der Phantasie. Ein Luftzug, ein Lichtschein, ein Laut oder oft auch ein plumper Betrug erzeugt im *Gehirn* die Gestalt, das Gesicht, kurzum jenes Bild, das der Aengstliche sieht, und zu dem Gespenst aus der Geisterwelt macht."

Er lachte kurz auf.

„Gottseidank haben unsere Toten andere Aufgaben und Besseres zu tun, als in Wäldern und Zimmern, unter Büschen, Vorhängen, Tischen, Schränken herumzugeistern, zu klopfen und uns zu erschrecken. — Aber, gnädiges Fräulein, wir schweifen zu weit. Wir sprachen vorhin vom Gespensterpalais. Was ist es damit?"

Sie schob ihre Teetasse etwas zurück.

„Man nennt dieses Haus hier Gespensterpalais. Das Volk nennt es so. Es hat, wie man sagt, in dem Hause gespukt. Im hinteren Flügel, gleich neben dem Turm."

„Das wäre dann neben dem Zimmer der Miß?"

„Ganz recht. Dort beginnt es. Der Flügel stand leer und wird erst seit wenigen Tagen bewohnt."

Rolf Matterton blies den Zigarrenrauch hoch und klopfte die Asche leicht in den Kamin. Nachdenklich zog er das Totengesicht der Larve hervor, die er in Miß Robertsons Zimmer entdeckt. Irgendwelche Gedanken schienen ihn stark zu beschäftigen, ehe er sprach. Die dünnen grünphosphoreszierenden Linien des Tuches waren deutlich zu sehen, hielt er sie ins Dunkel des breiten Kamins.

„Würden Sie mir einen Rat gestatten, gnädiges Fräulein?" fragte er endlich.

Sie nickte ihm herzlich und aufmunternd zu.

„Ich habe Ihnen heute nacht schon so vieles zu danken —, bitte sprechen Sie frei!"

Er sah sie fest an.

„Ziehen Sie aus! Oder sorgen Sie schnell — das heißt heute noch — für genügenden Schutz! Sie sind in Gefahr."

„Nanu! Gleich so schlimm?" gab sie spöttisch zurück, doch war in der Stimme ein zweifelnder Klang.

Rolf Matterton steckte das Tuch wieder ein.

„Ich muß offen sprechen, um sicher zu sein, daß Sie mich verstehen. Dies Tuch hier ist mir ein Beweis, daß der Träger nicht zufällig *Ihr* Haus zum Einbruch gewählt, sondern daß er ganz eigene Ziele verfolgt, die nur *Sie* betreffen. Nur Ihre Person!"

„Das sehen Sie aus diesem albernen Tuch?"

„Mit Sicherheit. Denken Sie selbst einmal nach! Nehmen Sie an, daß ein Einbrecher es nur auf Diebstahl absah, auf Geld oder Wertsachen in Ihrem Haus. Würde er dann ausgerechnet im ersten Stock einsteigen, beim äußeren Turm oder nicht einfach hier in dem unteren Raum, wo niemand ihn stört und die Wertsachen sind?"

„Vielleicht war's ein Anfänger in dem Metier."

„Oder einer, der keinen Schritt leichtsinnig tut!"

In Ines van Hoogh kämpften Zweifel und Spott. Rolf Matterton schaute sie eindringlich an.

„Glauben Sie mir, gnädiges Fräulein, der Träger dieser Larve wußte genau, was er tat. Ihm ging's nicht ums Geld. Das heißt — nicht um Geld, das er hier im Hause gesucht haben kann. Im oberen Zimmer war auch nichts berührt. Einbrecher dieser Art pflegen mit Blendlaternen zu arbeiten, damit sie auch *sehen*, was Wert für sie hat. Der Mensch heute nacht zog die Dunkelheit vor. Er wählte als Maske ein Totengespenst. Das sagt mir, — er wußte genau, daß dies Haus als Gespensterhaus gilt. Und er nützte dies aus. Es sagt mir, daß er nur dies Haus hier gemeint haben kann und daß er den hinteren Flügel schon kennt. Zum mindesten, daß dort der Spuk herrschen soll. Es sagt mir zugleich, daß sein seltsamer Plan von langer Hand vorbereitet sein muß, denn er wußte offenbar nicht, daß vor drei Tagen ein Zimmer des hinteren Baues belegt worden war."

„Was wollte der Mann aber sonst dann von mir?"

Er zögerte etwas.

„Nehmen Sie es nicht als Aufdringlichkeit — Sie sind wohl . . . sehr reich?"

„Ja," nickte sie kurz. „Ich erbte vor zwei Monaten hier dieses Haus und den ganzen Besitz eines sehr reichen Mannes, der mich, eine Waise, als Vater erzog."

Um Mattertons Lippen lag Spannung und Ernst.

„Waren keine anderen Erben mehr da? Wer hätte geerbt *ohne* dies Testament?"

„Ein jüngerer Bruder des Pflegepapas. Ich hörte nur zufällig einmal davon. Der Tote erwähnte ihn niemals vor mir. Irgendein Ereignis muß die Brüder entfremdet haben. Ich glaube, der Leichtsinn des Jüngeren war's. Er soll Akrobat oder sonst etwas sein beim fahrenden Volk. Er gilt als verschollen. Mehr weiß ich auch nicht."

„Und welchen Wert hatte die Erbschaft vielleicht?"

„Man schätzt sie auf fünfzehn Millionen Dollar."

Rolf Matterton nickte und stand langsam auf.

(Fortsetzung folgt.)

Paul Kirchhoff:

Mein kleines Lied . . .

Mein kleines Lied, zartgliedrig und gering,
Mein still gehegter Eintagsschmetterling,
Husch hin und falte deine seid'nen Flügel
Auf eines Mädchenmundes Purpurhügel.

Und hebt dich junger Lippen warmer Hauch
Auf einen blütenfrohen Rosenstrauch,
So wiege dich, von welchen Düften trunken,
Im Rieselregen goldner Sonnenfunken.

Dann flirre weiter in die blaue Welt,
Gib jedem Harrenden, was ihm gefällt:
Ein Rüchlein Duft, ein Fünkchen Sonnenlabe
Oder des Mädchenlächelns Wundergabe.

So wirst du, unscheinbar und silberfein,
Manch stiller Sehnsucht Gottesbote sein.

•

Der große Schweiger.

Skizze von Arkadij Awertschenko.

Es waren in der Villa so viele Gäste, daß ich viele nicht einmal dem Namen nach kannte. Gegen zwei Uhr nachts begann die vom ganztägigen Lärmen ermüdete Gesellschaft an die Erholungspause zu denken. Es zeigte sich, daß im ganzen acht Personen hier übernachten werden — in vier kleinen Zimmern.

Die Hausfrau näherte sich mir mit einem kleinen untersetzten Mann, es war einer von denen, die über Nacht dableiben sollten, und sie sagte:

„Und mit Ihnen wird Maxim Semenitsch das Zimmer teilen."

Es ist hoffentlich j e d e m k l a r, daß ich es vorgezogen hätte, das Zimmer für mich allein zu haben, nachdem ich mir aber den kleinen Unbekannten etwas näher angesehen hatte, entschloß ich mich — wenn ich unter den Unannehmlichkeiten schon wählen darf — jedenfalls die kleinste zu wählen.

„Oh, bitte sehr!"

„Haben Sie wirklich nichts dagegen?" erkundigte sich schüchtern Maxim Semenitsch.

„Aber, ich bitte Sie . . . weshalb denn?"

„Ja, sehen Sie . . . weil . . . nun, weil ich ein etwas wenig verträglicher Gesellschafter bin . . ."

„Wieso?"

„Ich zähle schon zu den älteren Leuten, bin nicht gesprächig, eher verdrießlich, neige mehr zum Schweigen, Sie aber sind noch ein junges Herrchen, haben wohl nichts dagegen, sich vor dem Schlafengehen das Herz zu erleichtern, noch über das und jenes zu plaudern, wie?"

„Ganz im Gegenteil! Ich schweige mit Vergnügen. Auch ich gehöre nicht zu den geschwätzigen Menschen!"

„Dann um so besser!" rief Maxim Semenitsch erleichtert aus. „Gleich und gleich gesellt sich gern, heißt es, nicht? Hehehe..."

Als wir in unser Zimmer traten und uns zu entkleiden begannen, sagte er:

„Wissen Sie, es gibt nämlich Leute, die das Schweigen nicht vertragen können. Und eben deshalb habe ich Sie vorhin gefragt. Was soll das heißen, sagen Sie, der Mann schweigt, als wäre er ein Stück Holz . . ."

„Nun, vor mir brauchen Sie sich absolut keinen Zwang auferlegen," erwiderte ich ihm lachend.

„Dann jedenfalls besten Dank. Wirklich, eine angenehme Ausnahme . . ."

Er zog den einen Stiefel aus, stellte ihn behutsam unters Bett, wurde ernst und nachdenklich, dann hellten sich seine Züge auf, und er sagte:

„Ich erinnere mich gerade eines Falles, der sich allerdings noch in meiner Jugend abgespielt hat . . . Ich hatte da zusammen mit einem Studenten namens Sylantjew ein Zimmer gemietet . . . Also, ich schweige . . . Einen Tag, zwei Tage — ich schweige . . . Anfangs machte er sich über mich lustig, er sagte, ich hätte gewiß kein reines Gewissen, später wurde er davon nervös und begann schließlich zu fluchen . . ." Was hast du denn," sagte er, „hast du ein Gelübde getan, zu schweigen? Weshalb schweigst du wie ein Toter?"

„Ich habe eben nichts, worüber zu reden wäre," antwortete ich. —

„Nein," sprach er, „du mußt mir irgend etwas erzählen." —

„Ja, was denn? . . . Und ich schweige weiter. Einen Tag, zwei Tage . . . Einmal packte er eine Flasche vom Tisch und rief mir zu: „Sapperment, mit welcher Lust möchte ich dir diese Flasche an den Kopf werfen, nur, um wenigstens einmal von dir einen menschlichen Laut zu vernehmen." Und ich erwiderte ihm: „Man soll nicht raufen, es schickt sich nicht . . ." Und wieder wurde drei Tage geschwiegen. Und da, einmal, wir ziehen uns vor dem Schlafengehen aus, ähnlich wie jetzt, sagte er, „von jetzt bis in alle Ewigkeit. Das ist ja so kein menschliches Leben! . . . Ich weiß ja nicht, bin ich schon im Grabe oder in einer Einzelzelle, oder was weiß ich, wo. Morgen ziehe ich aus. — „Und was glauben Sie, was geschah?"

Mein Nachbar lachte still vergnügt vor sich hin.

„Durchgebrannt ist er. Bei Gott durchgebrannt."

„Nun, das muß aber gewiß ein sehr nervöses Subjekt gewesen sein," murmelte ich, mit Wohlbehagen in das kalte Bett schlüpfend.

„Nervös, glauben Sie? Dann sind meines Erachtens alle Menschen nervös! Oder ist vielleicht ein zwanzigjähriges, lustiges, gesundes Mädchen ebenfalls nervös? Ich hatte nämlich eine solche Braut. Zuerst sagte sie: „Mir gefällt es, daß Sie so ernst, so verläßlich, so gar kein Schwätzer sind." Später aber, kaum war ich eingetreten, schon begann sie zu fragen: „Weshalb schweigen Sie in einem fort?" — „Ja, wovon soll ich denn reden?" — „Wovon? Wissen Sie wirklich gar kein Thema? Was haben Sie zum Beispiel heute gemacht?" — „Ich war im Büro, habe zu Mittag gegessen, und jetzt bin ich zu Ihnen gekommen." — „Mir ist es in Ihrer Gesellschaft," sagte sie, „schon ganz unheimlich zumute. Sie schweigen immer . . ."

„Ich bin schon von Natur aus so," sagte ich, „und hoffentlich haben Sie mich auch so lieb . . ."

Aber woher! Ich komme eines schönen Tages zu ihr, da sitzt schon ein Junker bei ihr. Was sage ich, er sitzt, er liegt sozusagen im Stuhl!" — „Ich habe," erzählt er, „bereits das und jenes gesehen, bin schon hier und dort gewesen, und — gehen Sie oft ins Theater und tanzen Sie gern, und wie soll ich mir das erklären, daß Sie mir eine gelbe Blume geschenkt haben, und — haben Sie es mit Ueberlegung getan oder ist es ohne jede Bedeutung?" Und so weiter, direkt zu verwundern, wieviel der Junker reden konnte . . . Und sie neigte und reckte sich zu ihm, immer mehr, immer näher . . . Was geht das mich an . . . Ich sitze und — schweige . . . Jetzt begann mich der Junker scheel anzuschauen, tuschelte etwas mit meiner Braut, sie lächelten . . . Ich aber habe geschwiegen und ging dann einfach weg. Und was glauben Sie? Zwei Tage später fahre ich wieder bei ihr vor, da kommt mir schon dieser Junker entgegen — „Was suchen Sie hier?" sagte er. — „Was heißt das? Ich will zu meiner Braut Maria Petrowna." — „Schauen Sie, daß Sie weiter kommen!" schreit mich dieser verfluchte Kerl an, sonst kriegen Sie noch etwas ab, wenn Sie sich da in der Nähe herumtreiben werden." Ich will ihm antworten, will diesen Grünschnabel zurechtweisen, da vernehme ich ein Lachen hinter der Tür. Meine Braut hatte gelacht, und sie rief hinter der Tür hervor: „Ich habe Sie nicht mehr nötig. Sie schweigen in einem fort, und mein Diwan schweigt ja schließlich auch, und auch mein Sessel schweigt. Da ist es schon klüger, ich nehme mir einen Diwan zum Bräutigam, es ist ja kein Unterschied . . ." — „Dumme Gans!" dachte ich für mich und ging fort."

Schon halb schlafend, lächelte ich und sagte:

„Ja . . . Geschichten! Nun aber gute Nacht!"

„Angenehme Träume! . . . Ueberhaupt, die Männer, die besitzen zumindest eine Logik. Aber die Frauen, die benehmen sich manchmal . . . Die Geschichte hat sich bereits vor längerer Zeit zugetragen . . . Eigentlich ist ja nichts daran — ich hatte ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau . . . Und was glauben Sie, weshalb sie gerade mich erwählt hat? Es ist direkt zum Lachen! Deshalb, sehen Sie, weil ich gar so schweigsam bin und infolgedessen über unser Verhältnis gewiß zu niemand sprechen werde . . . Aber nur drei Tage konnte sie es mit mir aushalten . . . Sie flehte: „Allmächtiger Gott, lasse ihn doch lieber einen Aufschneider, einen Schwätzer sein, aber um Gotteswillen nur keinen solchen düsteren Grabstein. Ich habe ja schon mit so manchem zu tun gehabt, habe schon so manchen geküßt und umarmt, aber ein stummer Leichnam ist gewiß noch nie ein Liebhaber gewesen. Geh," sagte sie, „und daß du mir nie mehr unter die Augen kommst!" Und was sagen Sie, sie selbst ist zu ihrem Manne gegangen und hat ihm alles erzählt . . . Ja, ja, eine solche Schwätzerin! Dann kam es natürlich zu einem Skandal."

„Ja, so ist es im Leben," bejahte ich, schon halb im Schlaf, die bleiernen Augenlider nur mit Mühe noch einmal aufreißend. „Aber nun ist es Zeit zu schlafen! Es ist bereits halb vier morgens."

„Was Sie nicht sagen? Es ist wirklich Zeit zum Niederlegen."

Ohne sich zu beeilen zog er den zweiten Stiefel aus und sagte:

„Einmal ist sogar ein ganz fremder Mann auf mich wütend geworden. Die Sache hat sich in einem Eisenbahnzug abgespielt. Wir fahren in demselben Kupee, ich sitze, wie gewöhnlich, und schweige . . ."

Ich schloß die Augen und begann zu schnarchen, nur um dem Geschwätz ein Ende zu machen.

„Zuerst fragte er mich: „Wie weit belieben Sie zu fahren?" „Ja." — „Wie meinen Sie dieses „Ja" . . ."

„Chrrrr—pffff . . ."

„Hm! Er schläft, bei Gott, er schläft! . . . Ja, die Jugend, die Jugend. Dasselbe war auch bei jenem Studenten der Fall, der mit mir gewohnt hat. Wie er einmal unter der Decke war — sofort hat er zu schnarchen begonnen. Hingegen ist er aber öfters bei Nacht aufgewacht und hat mit sich selbst Zwiegespräche geführt . . . Mit mir, mein Lieber, wirst du dich nicht sattreden — hehehe!"

Ich unterbrach mein Schnarchen, stützte mich auf den Ellbogen und sagte recht zornig:

„Sie behaupten, Sie wären ein absolut ungesprächiger Mensch. Momentan kann ich aber von Ihnen diesen Eindruck nicht gewinnen!"

Ganz stutzig wendete er sich zu mir.

„Wieso?"

„Sie reden ja ohne Unterbrechung!"

„Aber ich erzählte ja das alles nur als Beispiel. Bitte, auch so ein Beispiel; das ist mit meinem Popen bei der Beichte passiert . . . Komme ich da zu ihm, und er beginnt auch gleich zu fragen: „Hast du gesündigt?" — „Ja!" — „Wodurch hast du gesündigt?" — Gibt es denn dazu wenig Gelegenheit?" — „Ja, aber dennoch?" — „Ich habe eben gesündigt!" — Wir schweigen. Er schweigt. Ich schweige Endlich . . ."

„Hören Sie," rief ich schon ganz bös und drehte mich zu ihm um. „Und wenn Sie mir noch so viel von Ihrer Schweigsamkeit erzählen, ich glaube Ihnen kein Wort mehr! Und je mehr Beweise Sie mir anführen, desto ärger für Sie."

„Wieso denn?" fragte mein Nachbar ganz beleidigt und knöpfte sich langsam die Weste auf. „Ich glaube nicht, daß ich Ihnen Ursache gegeben habe, an meinen Worten zu zweifeln! Da hatte ich wegen meiner Schweigsamkeit einmal sogar im Büro

Unannehmlichkeiten. Kommt da einmal irgendein Direktor angefahren. Ruft mich zu sich . . . Er war scheinbar sehr gut gelaunt . . . „Nun, was gibt es Neues?" — „Gar nichts!" — „Wieso?" — „Ganz einfach, nichts!" — „Sie erlauben schon . . . aber wie getrauen Sie sich, mir so einfach ins Gesicht . . ?"

„Ich schlafe!" schrie ich. „Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht!" Er löste den Knoten seiner Krawatte.

„Gute Nacht . . . „Aber was erlauben Sie sich denn! Mir so zu antworten!" sagte er. „Wie soll ich denn antworten, wenn es nichts Neues gibt. Aus nichts wird nichts. Oder soll ich mit Ihnen über längst erledigte Sachen ein leeres Gespräch führen?" „Nein," sagte er, „man kann ja wortkarg sein, aber . . ."

Ich drehte mich ruhig, geräuschlos zur Wand und schlief tatsächlich ein. Der Schlaf deckt — wie ein schwerer, weicher Pelz, alles zu.

*

Ein Sonnenstrahl drängte sich durch meine geschlossenen Augenlider und zwang mich, die Augen ganz zu öffnen.

Da ich sprechen hörte, drehte ich mich auf die andere Seite und erblickte die unter der Decke zusammengekauerte Gestalt des Maxim Semenitsch. Er sprach gelassen vor sich hin und blickte zur Decke empor:

„Ich werde mich," sagte sie, „von Ihnen scheiden lassen, denn ich glaubte einen Menschen geheiratet zu haben, nicht aber einen gefühllosen, stummen Götzen. Um Gottes willen, weshalb schweigen Sie schon wieder?"

„Aber Kind, schau, worüber soll ich denn sprechen? . . ."

(Deutsch von Grete Neufeld.)

Gedanken eines Junggesellen.

Der Wein löst die Zunge, der warme Juliabend mit Mond- und Sternenschein tut das Seine, — auch die Schweigsamen in unserer Gesellschaft, die sich hier im Berghotel zusammengefunden hat, werden gesprächig. Der alte Oberförster mit den jungen Augen streicht sich über die Glatze.

„Sie meinen, es sei einsam im Walde, ein ganzes Leben lang, ohne Frau und Kind? Sie meinen, ich scheine doch gar nicht so ein Sonderling zu sein? Nein, meine Herrschaften, ein Sonderling bin ich nie im Leben gewesen, und ich selber hätte mir nicht träumen lassen, daß ich einmal einsam mein Leben beschließen müßte."

Wir sahen ihn gespannt an, aber er lächelte uns zu.

„Nein, so wie Sie jetzt denken, war es ganz gewiß nicht. Eine ganz große Liebe, um deretwillen man einsam bleibt, hat es in meinem Leben nicht gegeben. Aber ich bin ein Sicherheitskommissar; bei all meinen Freunden und Bekannten hab' ich wieder und immer wieder gesehen, daß es auch beim besten Willen schief ging. Da hab' ich mir gedacht: die Ehe ist eine große Lotterie, und das meiste sind Nieten. Und ich hatte gar keine Lust, eine Niete zu ziehen. So die moderne Art, erst heiraten und dann wieder auseinanderlaufen, nein, wissen Sie, das war nichts für mich. Ich wollte meine Ehe so stark und festwurzelnd haben wie eine Buche im deutschen Wald." Er blickte nachdenklich vor sich hin, dann fuhr er langsam fort: „Einmal verliebte ich mich in ein Mädel, als ich noch auf der Forstakademie war. Ein herziges Geschöpf, lieb, flink, hübsch, — ich glaube, auf keine hab' ich so schwer verzichtet wie auf die. Aber sie paßte dem Herkommen nach, so gar nicht zu mir. In elenden und traurigen Familienverhältnissen war dieses Mädel aufgewachsen — grad wie wenn man machmal eine reine schöne Blume aus dem Sumpf aufwachsen sieht. Ich hab' mich nicht entschließen können, in den Sumpf hineinzuwaten, war mir zu sauber dazu. Ihre Schwester ist in der Irrenanstalt gestorben. Sie selber soll eine brave Frau geworden sein. Konnte man es wissen? Damals hat mancher den Kopf geschüttelt, daß ich um äußere Bedenken willen an ihr vorbeiging. Heute geben die Hygieniker mir recht. Der Vater ein Säufer, die Mutter nicht viel wert, — sollte ich aus solchem Hause mir die Mutter meiner Kinder holen? — Dann kam eine andere, — ich war schon im Amt, ich lernte sie auf einem Ball kennen, machte ihr einen Besuch, verkehrte bald ziemlich viel bei ihren Eltern. Ja, wie soll ich das schildern? Niemals kam eine Mahlzeit pünktlich auf den Tisch, das Geschirr hatte Sprünge, auf den Möbeln lag Staub, ich sah überall unbezahlte Rechnungen herumliegen. Ich sagte dem Mädel ehrlich, was mich hinderte, sie zu meiner Frau zu machen. Ich hätte ein Leben in einem so ungeordneten Haushalt nicht ertragen können. Ich war es von Hause gewöhnt, daß jedes Ding auf seinem Platz stand, daß auf den Glockenschlag gegessen wurde, und einen Begriff wie unbezahlte Rechnungen gab es überhaupt nicht. Das Mädel weinte und versicherte mir, daß sie es im eigenen Heim bestimmt anders halten würde, aber ich bin in dieser Beziehung unerschütterlich. Ich wollte sicher gehen und mich nicht der Gefahr einer unglücklichen Ehe aussetzen. Wie das Heim, so das Kind. — Einmal bin ich sogar richtig verlobt gewesen, — da hatte ich meine Braut außerhalb ihres Hauses kennen gelernt. Aber als ich sie dann im Zusammenleben mit ihrem Vater sah, bekam ich genug. Sie behandelte ihn wie ihren Sklaven, der nur arbeiten muß, um ihr schöne Kleider zu schaffen. Ich hatte keine Lust, diese Rolle zu übernehmen. Wie die Tochter mit den Eltern umgeht, das ist das richtige Barometer für den künftigen Ehestand.

Vielleicht bin ich faul gewesen im Suchen, vielleicht habe ich Pech gehabt," sagte der alte Oberförster sinnend, „aber wenn ich mein Leben noch einmal leben sollte, so würde ich ganz ebenso handeln. Lieber einsam sein, als sich übereilt und unüberlegt in eine törichte Ehe stürzen! Prosit, meine Herrschaften!"

Aus aller Welt.

Unbehagliche Nachbarschaft. Seit 25 Jahren lebt die Stadt Los Angeles in Feindschaft mit den Bauern des Owentals, aus dem Los Angeles sein Wasser bekommt. Von Zeit zu Zeit machen die feindlich gesinnten Farmer immer wieder den Versuch, die Wasserleitung zu beschädigen. Neuerdings sind sie sogar mit Dynamit zum Angriff vorgegangen, nachdem sie zwei der Wachposten unschädlich gemacht hatten. Der angerichtete Schaden war so erheblich, daß hundert Mann vierzehn Tage lang zu tun hatten, die Reparaturen auszuführen. Kaum waren sie fertig, als am gleichen Tage wieder ein Dynamitattentat gegen die Leitungen unternommen wurde, das große Ueberschwemmungen verursachte. Nun haben die Behörden von Los Angeles die ganze Leitung mit starken Posten besetzt, die Befehl haben, jeden niederzuschießen, der sich ohne Erlaubnis den Anlagen nähert. Mit den Herren von Owental scheint wirklich nicht gut Kirschen essen sein!

Der Marschallstab im Tornister! Napoleons altes Wort, daß jeder Soldat den Marschallstab im Tornister trage, hat auch heute noch Geltung. Dieser Tage wurde in der englischen Armee ein Mann zum General befördert, der vor 42 Jahren seine militärische Laufbahn bei einem Dragonerregiment als angeworbener Soldat begann. Aber schon nach zwei Jahren bekam der junge William Peyton, der eine gute Schulbildung besaß, die Offiziersepauletten und stieg rasch weiter empor auf der militärischen Rangleiter. 1914 wurde er zum Generalmajor befördert und bei Schluß des Krieges, den er als Oberbefehlshaber an der ägyptischen Westfront verbrachte, zum Generalleutnant. Eine ruhmreiche Laufbahn ist es, auf die dieser Soldat zurückblicken kann, denn jetzt trennt ihn nur noch ein Schritt vom Feldmarschallstab.

Der Kaiser der Philippinen. Auf der Insel Visaya, die zur Inselgruppe der Philippinen gehört, ist ein Aufstand ausgebrochen. Führer der Aufrührer ist ein Mann namens Intrencherado, der sich zum „Kaiser der Philippinen" hat ausrufen lassen. Tausende von Eingeborenen zählen zu seinen Anhängern, vor allem deshalb, weil er verkündet hat, daß er ein Reich gründen werde, in dem niemand zu arbeiten brauche! Aber die Amerikaner verstehen keinen Spaß: sie haben kurzerhand Intrencherado gefangen genommen und ihn von den Militärärzten für wahnsinnig erklären lassen. Damit gaben sich jedoch seine Anhänger nicht ohne weiteres zufrieden, sondern drohten, sich aufs neue zu empören. Um sie zu beruhigen, wurde eine Kommission von Aerzten eingesetzt, denen der „Exkaiser" zur Untersuchung überantwortet wurde. Aber auch diese haben ihn jetzt für wahnsinnig erklärt. So wird der stolze Philippine seinen Kaisertraum im Irrenhaus zu Ende träumen müssen.

Fröhliche Ecke.



Der nächtliche Auftrag. Ein Mann läutet nachts am Hause des Bäckermeisters Großbrot. Der Meister macht das Fenster auf und schreit wütend herunter: „Sie Lümmel, was ist denn das für eine Frechheit! Machen Sie, daß Sie weiter kommen!" — „Nee, nee," sagt der andere, „ich habe für Sie eine Bestellung!" — „So, das ist etwas anderes," meint der Bäcker, „was denn, mein Herr?" — „Backen Sie morgen Semmel?" — „Natürlich," sagt der Meister freundlich. — „Na, dann backen Sie für mich bitte och eene mit," sagte der andere und verschwindet.

*

Wohltun trägt . . . Zinsen. In Berlin, in einem Stadtteil der armen Leute, wohnt der reiche Bäckermeister Breezel. Zu Weihnacht beschließt der milddenkende Mann, den Armen Gutes zu tun. Er bäckt in eine Semmel ein gutes Goldstück und überläßt es dem Himmel, den Glücklichen zu bestimmen, der durch Kauf das goldene Gebäck erwirbt. Da nun Meister Breezel am Kaffeetisch sitzt und zum eigenen Gebrauch eine Semmel anschneidet, entquillt ihr das Goldstück. Tief bewegt, schlägt Breezel die Augen zum Himmel auf, steckt den Goldfuchs in das Portemonnaie und sagt: „Ja, ja, Wohltun trägt Zinsen."

*

Aufklärung. Im Lesebuch kommt das Wort Erbstück vor. Franz fragt den Lehrer, was das ist.

„Eine Sache," sagte der Lehrer, „die erst dein Großvater, dann dein Vater und schließlich du bekommst."

„Also meine Hosen," ist Fritzchen plötzlich aufgeklärt.

*

Anfänger-Glück. Gattin: Sag mal, Heinz, glaubst du an ein Anfänger-Glück?

Gatte: Aber sicher, mein Liebling, denke doch nur, wie glücklich wir in der ersten Woche unserer Ehe waren.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.